

Lena Dunham

NOT

THAT

KIND

OF

**Was ich im
Leben so
gelernt habe**

GIRL

S.FISCHER



Unverkäufliche Leseprobe aus:

Lena Dunham
Not that kind of Girl

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort	13
---------------	----

1 Liebe & Sex

Entjungfere mich (bitte, nur zu)	23
Platonisches In-einem-Bett-Schlafen. Eine tolle Idee (für Leute, die sich selbst hassen)	30
18 unglaubliche Dinge, die ich mal beim Flirten gesagt habe	43
Igor. Oder: Mein Freund aus dem Internet ist gestorben, und das kann deinem auch passieren	45
Gewisse Interessen teilen. Meine schlimmste E-Mail aller Zeiten, mit Anmerkungen	54
Mädchen & miese Typen	60
Barry	74
Sich verlieben	91

2 Körper

»Diät« ist ein Schimpfwort. Wie man es schafft, trotz gesunder Ernährung fünf Kilo zu viel zu wiegen ...	107
Sexszenen, Nacktszenen und wie ich meinen Körper öffentlich ausstellte	126

15 Dinge, die ich von meiner Mutter gelernt habe	134
Was ich in meiner Handtasche habe	136
Wer hat meine Gebärmutter verschoben?	139

3 Freundschaft

Girl Crush. Wie ich einmal fast zur Lesbe wurde und mich dann übergab	153
Das Beste daran	168
13 Dinge, die man besser nicht zu seinen Freunden sagt	172
Grace	174
10 Gründe, warum ich New York liebe	185

4 Arbeit

Und das soll Spaß machen? Wie man das Beste aus seiner Schul- und Unizeit macht	191
Mini-Lederhandschuhe. Vom Glück, seine Zeit zu verschwenden	207
17 Dinge, die ich von meinem Vater gelernt habe	223
E-Mails, die ich abschicken würde, wenn ich ein klein bisschen verrückter/wütender/mutiger wäre	225
Wir hatten keinen Sex, aber sie haben mich angebrüllt	229

5 Das große Ganze

Meine Therapien und ich	237
Passiert das grade wirklich?	
Gedanken über Tod und Sterben	256
Die Top Ten meiner Ängste in Sachen Krankheiten	270
Hallo Mama, hallo Papa. Grüße aus dem Fernwood Cove Camp	274
Was ich bedaure	289
Anleitung zum Davonlaufen	291
Danksagung	301
Über die Autorin	304



Vorwort

Ich bin zwanzig Jahre alt, und ich hasse mich. Mein Haar, mein Gesicht, die Wölbung meines Bauchs. Wie meine Stimme kippt, wenn ich spreche, und den larmoyanten Unterton in meinen Gedichten. Dass meine Eltern mit mir in einer etwas höheren Tonlage reden als mit meiner Schwester, als wäre ich eine durchgedrehte Verwaltungsangestellte, die die Geiseln im Keller in die Luft sprengt, falls noch mehr Druck auf sie ausgeübt wird.

Ich verberge diesen Hass hinter einer Art aggressiver Selbstakzeptanz. Ich färbe mein Haar Neongelb und trage eine Vokuhila, die eher von Teenie-Müttern aus den Achtzigern inspiriert ist als von aktuellen Schönheitstrends. Ich ziehe neonfarbene Spandexsachen an, die an den falschen Stellen eng sind. Meine Mutter und ich geraten in einen Riesenstreit, als ich ein bauchfreies T-Shirt mit Bananenmuster und pinkfarbene Leggings in den Vatikan anziehe und die frommen Touristen mich erst anstarren und dann demonstrativ wegsehen.

Ich wohne in einem Wohnheim, das bis vor kurzem ein städtisches Altersheim für Bedürftige war, und ich scheue den Ge-

danken, wo sie jetzt wohl sein mögen. Meine Mitbewohnerin ist nach New York gezogen, um Slow Food und lesbische Liebe zu erforschen, also lebe ich allein in unserem Studentenzimmer im Erdgeschoss, eine Situation, die mir gefällt, bis eines Nachts eine Rugby-Spielerin die Fliegengittertür aus den Angeln reißt, um ins Wohnheim einzubrechen und ihre untreue Freundin zu verprügeln. Ich habe mir einen Videorecorder und Stricknadeln zugelegt, und jetzt verbringe ich die meisten Abende auf dem Sofa und stricke an einem Schal für einen Typen, auf den ich stehe und der in einer manischen Phase sein Studium geschmissen hat. Ich habe zwei Kurzfilme gedreht, die mein Vater »interessant, aber irrelevant« findet, und als Autorin fühle ich mich dermaßen blockiert, dass ich Gedichte aus Sprachen übersetze, die ich nicht spreche, eine Art surrealistisches Experiment, von dem ich mir Inspiration erhoffe und das mich zugleich daran hindert, die perversen, sich ständig wiederholenden Gedanken zu denken, die mir ungebeten durch den Kopf gehen: Ich bin hässlich. Mit neunundzwanzig werde ich in der Anstalt landen. Ich werde nie etwas zustande bringen.

Man sieht mir das alles nicht an, wenn ich auf Partys gehe. Unter Leuten bin ich gnadenlos komisch, aufgetakelt in Second-Hand-Kleidern, mit aufgeklebten Fingernägeln, im ewigen Kampf gegen die Müdigkeit von den 350 mg Tabletten, die ich abends nehme. Ich tanze am wildesten, lache am lautesten über meine eigenen Witze und rede von meiner Vagina wie andere über ihr Auto oder ihre Kommode. Letztes Jahr hatte ich Pfeiffersches Drüsenfieber, und es ist nie ganz ausgeheilt. Gelegentlich schwellen meine Lymphknoten zur Größe von Golfbällen an und stehen wie Bolzen aus meinem Hals, so dass ich aussehe wie Frankensteins Monster.

Ich habe Freundinnen: eine Gruppe von Mädchen, deren Hobbys (Backen, Blumenpressen, Projekte für das Gemeinwohl) mich nicht interessieren. Ich habe ein schlechtes Gewissen deswegen, bin überzeugt, meine Unfähigkeit, mich auf sie

einzulassen, ist der endgültige Beweis dafür, dass ich kein guter Mensch bin. Ich lache mit ihnen, ich stimme ihnen zu, finde Gründe, früher nach Hause zu gehen. Tief im Innern habe ich das nagende Gefühl, meine *wahren* Freunde warten irgendwo da draußen auf mich, nach dem College, wahrscheinlich alles Frauen, deren Ambitionen so groß wie ihre früheren Fehltritte sind, deren Haar sich spektakulär auftürmt wie die Hecken in französischen Barockgärten, und die sich nie, nie die Ohren zuhalten werden, wenn ich ihnen von einem Sextraum erzähle, in dem mein Vater vorkommt.

Allerdings ist es mir in der High School genauso gegangen, diese Überzeugung, *meine* Leute kommen woandersher und gehen woandershin, aber sie werden mich erkennen, sobald sie mich sehen. Sie werden mich so sehr mögen, dass es egal ist, wenn ich mich selbst nicht mag. Sie werden das Gute in mir sehen, und dann werde ich es eines Tages auch sehen.



Freitags steige ich mit meinen Freunden in einen alten Volvo, und wir fahren zu einem Trödelladen, wo wir Kram kaufen, der nach dem Leben anderer Leute riecht, und Klamotten, von denen wir glauben, dass sie unsere eigenen aufpeppen. Wir wollen wie die Helden aus den Sitcoms unserer Jugend aussehen, die Teenager, die wir toll fanden, als wir selbst noch Kinder waren. Mir passen die Hosen nie, außer wenn es Umstandshosen sind, deshalb kaufe ich meistens sackartige Kleider und Bill Cosby-Pullover.

An manchen Tagen ist die Ausbeute groß: ein apricotfarbenes Business-Kostüm mit leichten Kaffeeflecken und Mega-Schulterpolstern aus den Achtzigern, Leggings mit Trompe-l'œil-Ketten an den Seiten, ein Paar Stiefel, die für jemanden mit unterschiedlich langen Beinen angefertigt wurden. Aber manchmal ist der Fang mager. Die üblichen gemusterten No-

Name-Stoffschuhe und zerrissenen Negligés sind längst weg. An so einem Tag schlendere ich zu den Büchern rüber, wo die Leute ihre Scheidungs- und Handarbeits-Ratgeber loswerden, manchmal sogar ihre Tagebücher und Fotoalben.

Mein Blick wandert über das staubige Regal, das nach dem Bücherschatz einer unglücklichen, vielleicht analphabetischen Familie aussieht. Ich ignoriere die Anleitung zum Reichwerden, halte bei Miss Piggys Autobiographie inne, berühre ein Buch namens *Schwestern. Das Geschenk der Liebe*. Doch als ich



zu einem zerfledderten Taschenbuch mit grünlich vergilbten Rändern komme, bleibe ich stehen. *Having It All* von einer gewissen Helen Gurley Brown, die ihr eigenes Cover ziert, tadellos an ihren Schreibtisch gelehnt, in genau der Art pflaumenfarbenem Kostüm mit Schulterpolstern, wie ich sie heute ironisch trage, mit Perlenkette und wissendem Lächeln.

Ich bezahle die verlangten 65 Cent und nehme das Buch mit nach Hause. Im Auto zeige ich es meinen Freunden, eine witzige Trophäe, etwas für mein Kitsch-Regal mit den Studioporträts der Kinder fremder Leute. Das ist unser Hobby, einst bedeutsame Artefakte umzuwidmen und als Zeugnis dessen auszustellen, was wir nie sein werden. Aber ich weiß insgeheim, dass ich das Buch verschlingen werde, und zu Hause krieche ich sofort ins Bett und kuschele mich unter die Patchworkdecke, während draußen ein für Ohio so typischer Schneesturm über den Parkplatz fegt.

Das Buch ist von 1982, und auf Seite zwei hat jemand mit Kuli eine Widmung hineingeschrieben: »Für Betty! Alles Liebe, Margaret, Deine Optifast-Freundin ☺«. Die Widmung rührt mich, die Vorstellung, dass dieses Buch vor langer Zeit von einer Diätgruppen-Teilnehmerin an eine andere weiterge-

geben wurde. Im Kopf ergänze ich die Botschaft: *Betty, wir schaffen das. Wir sind schon mittendrin. Lass dich von diesem Buch zu den Sternen tragen und noch weiter.*

Eine Woche lang laufe ich jeden Tag schnurstracks nach meinen Seminaren nach Hause, um Helens Lehre aufzusaugen. Gurley Browns Art, ihre diversen persönlichen Demütigungen und gelegentlichen Triumphe mit ihren Leserinnen zu teilen, elektrisiert mich, und wie sie mit der Präzision eines Idiotenratgebers erklärt, dass »auch du Liebe, Erfolg, Sex, Geld haben kannst, selbst wenn du bei null anfängst«.

Die meisten ihrer Ratschläge, sollte ich hier erwähnen, sind völlig bescheuert. Sie ermutigt ihre Leserinnen, weniger als tausend Kalorien pro Tag zu sich zu nehmen (»Einbrüche sind in Ordnung, Fasten auch ... Satt werden kommt nicht in Frage. Während der Gewichtsabnahme muss sich ein unangenehm flauendes Hungergefühl einstellen, sonst passiert wahrscheinlich gar nichts«), Kinderkriegen zu vermeiden, wenn es irgend geht, und zu jeder Tag- und Nachtzeit Blowjob-bereit zu sein (»Je mehr Sex du hast, desto mehr hältst du aus«). Bei dem Thema hält Helen nicht viel von Selbstbestimmung: »Erschöpfung, Stress, Menstruationsbeschwerden – nichts davon ist eine gute Ausrede dafür, keine Liebe zu machen, es sei denn, du bist so wütend auf den Mann in deinem Bett, dass du ihm am liebsten den Hals umdrehen würdest.«

Andere Ratschläge klingen vernünftiger: »Fahre stets fünfzehn Minuten früher zum Flughafen als nötig. Das schont die Nerven«, oder: »Wenn du schwerwiegende persönliche Probleme hast, zögere nicht, zu einem Psychologen zu gehen und dich beraten zu lassen. Mit mentalen und emotionalen Schmerzen nicht zum Arzt zu gehen scheint mir genauso absurd, wie mit einer blutspritzenden Halswunde durch die Gegend zu laufen ...« Aber ihre freimütigen Weisheiten verlieren etwas von ihrer Kraft, wenn darauf Stellen folgen wie: »Als Single einen Bogen um verheiratete Männer zu machen ist für

mich, als würde man in einem Krankenhaus in Tijuana verbluten, weil man sich ausschließlich in hygienisch einwandfreien amerikanischen Krankenhäusern versorgen lassen will, die unerreikbaar hinter der Grenze liegen.«

Having It All ist in mehrere thematische Teile gegliedert, jeder eine Reise in einen sonst unantastbaren Aspekt des weiblichen Lebens so wie Diät, Sex oder die Unwägbarkeiten der Ehe. Doch trotz ihrer verrückten Theorien, die nichts mit meiner entschieden feministischen Erziehung gemein haben, bewundere ich, wie Helen ihre eigene peinliche, aknebefallene Geschichte offenlegt, um zu zeigen: *Seht her, Glück und Zufriedenheit kann jedem widerfahren*. Sie stellt ihr ganz persönliches Pathos zur Schau (mir fällt etwa die Stelle ein, wo sie sich an Baklava überfrisst), aber vielleicht habe ich sie unterschätzt. Vielleicht ist genau das keine Schwäche, sondern ihre Gabe.



Als ich das Buch erstanden habe, wusste ich noch nicht, welchen Platz Helen Gurley Brown im Kanon einnimmt, oder dass die Frauen, die später meine Idole werden würden – Frauen wie Gloria Steinem und Nora Ephron –, längst über sie geschrieben und auf sie reagiert hatten. Ich wusste nicht, dass Gurley Brown das rote Tuch der Frauenbewegung und der Schund-Polizei war und dass sie noch lebte, inzwischen weit über achtzig, und immer noch ihre typischen putzmunteren, ignoranten Ratschläge an die Unterdrückten verteilte. Das Einzige, was ich verstand, war, dass sie das Bild eines Lebens malte, das umso reicher schien, weil sie einst zu den, wie sie es nennt, *Mouseburgern* gehört hatte: reizlos, gewöhnlich, ungeformt. Für Helen Gurley Brown waren es die Mouseburger, die eines Tages triumphierten, weil sie wussten, was es heißt, übersehen und zu wenig geliebt zu werden. Ihre Perspektive war ein Selbstschutz, und genau das war es, was ich brauchte. Vielleicht, predigte He-

len, wurde eine erfolgreiche, selbstbewusste und ja, eine sexy Frau *gemacht*, nicht geboren. Vielleicht.

Ich finde nichts mutiger, als wenn jemand verkündet, dass seine Geschichte es wert ist, gehört zu werden, vor allem, wenn dieser Jemand eine Frau ist. So hart wir auch daran gearbeitet haben, so weit wir gekommen sind, immer noch gibt es so viele Kräfte, die sich verschwören, um die Frauen in ihre Schranken zu weisen, unsere Sorgen für nichtig zu erklären, unsere Meinungen für überflüssig, als mangelte es uns an Ernsthaftigkeit und unseren Geschichten an Bedeutung. Als wären persönliche Texte von Frauen nicht mehr als eine Übung in Eitelkeit, und wir sollten für diese neue Welt dankbar sein, uns setzen und einfach die Klappe halten.

Aber ich will meine Geschichten erzählen, mehr noch, ich *muss* es tun, um nicht wahnsinnig zu werden: Geschichten darüber, wie es ist, morgens in meinem erwachsenen Frauenkörper aufzuwachen, voller Angst und Ekel. Wie es sich anfühlt, bei einem Praktikum den Arsch getätschelt zu bekommen, mich in Meetings vor lauter fünfzigjährigen Männern beweisen zu müssen und zu einer Abendveranstaltung mit der schlimmsten Rotznase zu gehen, die die Welt je gesehen hat. Mir von Männern Dinge gefallen zu lassen, von denen ich genau weiß, dass sie falsch sind. Geschichten von meiner Mutter, meiner Großmutter, dem ersten Jungen, den ich geliebt habe und der später halbschwul wurde, und dem ersten Mädchen, das ich geliebt habe und das meine Feindin wurde.



Wenn ich euch mit dem, was ich gelernt habe, auch nur einen miesen Job leichter machen kann, euch nur einmal vor der Art von Sex bewahren kann, wo man die Turnschuhe lieber anlässt, um mittendrin wegrennen zu können, dann war jeder meiner Fehlritte es wert. Ich spüre jetzt schon Scham und Zweifel bei dem Gedanken, ob ich euch irgendwas zu bieten

habe, aber auch meinen zukünftigen Ruhm, euch davon abgehalten zu haben, eine teure Smoothie-Diät auszuprobieren oder euch selbst die Schuld zu geben, wenn der, mit dem ihr was angefangen habt, plötzlich einen Rückzieher macht, eingeschüchtert von eurer persönlichen Mission hier auf Erden. Nein, ich bin keine Sexpertin, keine Psychologin, keine Ernährungswissenschaftlerin. Ich bin keine Mutter von drei Kindern oder die Besitzerin eines erfolgreichen Strumpfhosenimperiums. Ich bin eine junge Frau mit dem ausgeprägten Interesse zu bekommen, was mir zusteht, und was hier folgt, sind die hoffnungsvollen Nachrichten von der Front, an der ich dafür kämpfe.



Entjungfere mich

(bitte, nur zu)

Als ich neun war, schrieb ich ein Keuschheitsgelübde auf einen Zettel und aß ihn auf. Mit orangem Filzstift schwor ich mir, bis zum Abschluss der High School Jungfrau zu bleiben. Die Sache kam mir deswegen so wichtig vor, weil ich wusste, dass meine Mutter bis zum Sommer vor dem College gewartet hatte, während Angela Chase von ihrer Erfahrung in der Absteige, wo die High School-Kids aus *Willkommen im Leben* zum Kopulieren hingingen, ziemlich traumatisiert wirkte. Nach meinem Verhältnis zu Leberpastete zu urteilen – gerade erst hatte ich mich so daran überfressen, dass ich kotzen musste –, war meine Willenskraft kein verlässlicher Partner. Um mich vor verfrühtem Geschlechtsverkehr zu schützen, brauchte ich also etwas Stärkeres als meine Entschlossenheit allein, und so schrieb ich den Eid nieder und bat meine Mutter zu unterschreiben. Sie weigerte sich. »Man weiß nie, was das Leben bringt, und ich möchte nicht, dass du eines Tages Schuldgefühle hast«, erklärte sie.

Am Ende war das Gelübde völlig überflüssig. In der High

School bot sich die Gelegenheit nicht, und auch nicht im ersten College-Jahr an der New School, bis auf einen Beinahezusammenstoß mit einem stämmigen angehenden Piloten namens James. Der Akt wurde zwar nicht vollzogen, aber immerhin führte die Begegnung dazu, dass ich am nächsten Tag ein mintfarbenes unbenutztes Kondom aus dem Spalt hinter dem Stockbett fischte. Erst lief alles gut, meine Bluse und Hose lagen schon am Boden, doch als ich meine Jungfräulichkeit erwähnte, bekam er (vielleicht zu Recht) Angst, ich würde eine tiefe einseitige Bindung zu ihm aufbauen, und suchte das Weite. Im zweiten Jahr wechselte ich an ein kleines Künstler-College in Ohio, das nicht nur bekannt dafür ist, als erste Hochschule Frauen und Afroamerikaner zugelassen zu haben, sondern auch für seine polyamore, bisexuelle Studentenschaft. Ich war weder noch, aber ich hatte das Gefühl, dort würde ich das richtige Milieu finden, um die Sache endlich anzugehen.

Oberlin war das Schlaraffenland der freien Liebe. Während des ersten Sturzregens des Jahres stürmten nackte Studenten auf die Wiese und schmierten sich gegenseitig mit Matsch ein. (Ich trug einen Tankini.) Die Leute bezeichneten sich gegenseitig als »Ex-Liebhaber, Jetzt-Freunde«. Es gab ein von Studenten geleitetes Sex-Seminar, in dem jedes Jahr ein Junge und ein Mädchen ihren Penis und ihre Vagina zur Schau stellten, damit ein wissbegieriges Publikum zukünftiger Dr. Ruth Westheimers einen Blick darauf werfen konnte.

Ich kam mir vor wie die älteste Jungfrau am ganzen College, und wahrscheinlich war ich das auch, zusammen mit einer dicklichen Punkerin aus Olympia in Washington State, die genauso frustriert war wie ich; häufig trafen wir uns im Nachthemd und sprachen über den Mangel an Gelegenheiten, die sich uns boten. Zwei Emily Dickinsons mit Gesichtspiercings. Wir fragten uns, was das Leben für uns bereithielt und ob wir die Grenze zwischen unschuldig und bemitleidenswert unwissentlich längst überschritten hatten.

»Josh Krolnik hat den Finger unter den Gummi meiner Unterhose gesteckt! Was, glauben wir, hat das zu bedeuten?«

»Das Gleiche hat er bei mir auch gemacht ...«

Zu unserem nicht geringen Entsetzen stellten wir fest, dass selbst der Typ, der in einem lila Bademantel zum Unterricht ging, ein Mädchen in einem Superman-Pyjama hatte, die ihn zu lieben schien. Mit glänzenden Augen schmachteten die beiden einander an, versunken in ihre eigene (zweifelloso sexuell aufgeladene) Welt der Frottékleidung.

Die Ausbeute war besonders mager, wenn man, wie ich, mit den Bisexuellen durch war. Mindestens die Hälfte der Heteromänner auf dem Campus spielte Dungeons & Dragons, ein weiteres Viertel weigerte sich, irgendeine Form von Schuhen zu tragen. Der süßeste Typ, den ich bis dahin gesehen hatte, ein langhaariger Kletterer namens Privan, stand am Ende eines Seminars auf, und erst da stellte sich heraus, dass er einen fließenden weißen Rock trug. Offensichtlich würde ich Zugeständnisse machen müssen, wenn ich Erfahrungen mit der fleischlichen Liebe sammeln wollte.



Ich lernte Jonah* in der Cafeteria kennen. Er hatte keinen besonders auffälligen Kleidungsstil, außer dass er sich entfernt wie eine Lesbe mittleren Alters anzog. Er war klein, aber stark (Jungs unter 1,65 m scheinen mein Los zu sein). Er trug ein T-Shirt vom »Tag der glücklichen Schule« seiner High School (eine High School mit einem Tag der glücklichen Schule! Wie niedlich!), und seine Herangehensweise an das Buffet in der Cafeteria war eher vornehm, was mir gefiel – selbst die Veganer luden sich die Teller voll wie kurz vor dem Weltuntergang und schleppten sich anschließend im Wachkoma der Verdauung

* Name geändert, um Unschuldige zu schützen

in die Wohnheime zurück. Beiläufig erwähnte ich meine Frustration, dass ich nicht wusste, wie ich nach Kentucky kommen sollte, wo ich wegen eines Journalismus-Projekts hinwollte, und Jonah bot mir sofort seine Hilfe an. Seine Freundlichkeit beeindruckte mich, aber ich hatte keine Lust, mit einem Wildfremden fünf Stunden im Auto zu sitzen. Ein paar Minuten Sex schienen mir dagegen okay.

Der beste Weg dorthin war, eine kleine Wein-und-Käse-Party zu geben, was ich sofort in Angriff nahm, in meinem zwei Meter fünfzig mal drei Meter Zimmer im »ruhigen Trakt« von East Hall. Um Wein zu besorgen, hätte ich aufs Rad steigen und bei Minustemperaturen elf Kilometer zu einem Schnapsladen im nahe gelegenen Lorain fahren müssen, wo sie keinen Ausweis verlangten, deshalb gab es am Ende Bier, Käse und eine Familienpackung Carr's Partycracker. Jonah wurde »ganz beiläufig« über eine Gruppen-E-Mail eingeladen, in der ich viel entspannter klang, als ich es war (»Hey Leute, am Donnerstagabend will ich einfach nur chillen. IHR AUCH?«). Und er kam, und er blieb, nachdem die anderen Gäste gegangen waren. Da wusste ich, dass wir wenigstens fummeln würden. Wir redeten, zuerst angeregt, dann mit den nervösen Halbsätzen, die das Küssen ersetzen, wenn beide Beteiligten zu schüchtern sind. Irgendwann erzählte ich ihm, dass mein Vater beruflich riesige Penis-Bilder malte. Als er fragte, ob wir sie uns im Netz ansehen könnten, packte ich ihn am Kragen und ging aufs Ganze. Ich zog sofort die Bluse aus, wie ich es auch bei dem Piloten getan hatte, und er schien beeindruckt. Also blieb ich mutig und sprang auf, um aus dem »Überlebenskit«, das alle Erstsemester bekommen hatten, das Kondom zu holen (auch wenn ich schon im dritten Semester war und außerdem Zweifel hatte, ob wir im Fall einer Apokalypse mit einer falschen Ray-Ban, einem Müsliriegel und drei Minipflastern weit kommen würden).

Zur selben Zeit befand sich meine Freundin Audrey am anderen Ende des Campus in ihrer eigenen Hölle. Das ganze Se-

mester hatte sie im Krieg mit ihrer Zimmergenossin gelegen, einer sinnlichen, auf Mittelaltermärkte stehenden Frau aus Philadelphia, die das Lustobjekt jedes Live-Action-Rollenspieler und Black-Metal-Aficionados der Schule war. Audrey wollte einfach nur ein bisschen Ruhe, um die *New Republic* zu lesen und mit ihrem Freund in Virginia zu chatten, während ihre Zimmergenossin neuerdings mit einem Kerl zusammen war, der versucht hatte, in der Wohnheimküche Crystal Meth zu kochen. Grund genug, um ein Notfallteam in Schutzanzügen auf den Plan zu rufen. Audrey bat sie, ihren Verhütungsring nicht im Minikühlschrank aufzubewahren, was die Mitbewohnerin als unverzeihlichen Affront auffasste.

Bevor sie zu meiner Bier-und-Käse-Soiree kam, hatte Audrey ihr einen Zettel hinterlassen: »Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du jetzt, wo die Prüfungen anstehen, beim Sex nicht so laut bist.« Ihre Zimmergenossin reagierte in der Zwischenzeit, indem sie Audreys Zettel verbrannte, die Asche auf dem Boden verstreute und ihr ebenfalls einen Zettel hinterließ: »Du frigide Zicke. Krieg erst mal den Sand aus deiner Muschi.«



Audrey machte auf dem Absatz kehrt und kam heulend zurückgerannt, in der Hoffnung, bei mir Asyl zu finden. Zum einen hatte sie Angst, der Zettel könnte der Vorbote ernstlicher Tätlichkeiten sein, zum anderen war sie vollkommen überzeugt, dass ich allein war und mich über den Rest von dem Käse hermachte, und so riss sie, ohne anzuklopfen, die Tür zu meinem Zimmer auf – wo Jonah auf mir lag. Die Tragweite des Augenblicks war ihr sofort bewusst, und tränenüberströmt rief sie: »Mazel Tov!«

Ich hatte Jonah nicht gesagt, dass ich Jungfrau war, nur dass ich »noch nicht so viel Übung« hatte. Ich ging davon aus, dass mein Jungfernhäutchen schon in der High School gerissen

war, als ich einmal über einen Zaun in Brooklyn geklettert war, bei der Verfolgung einer Katze, die nicht gerettet werden wollte. Trotzdem tat es mehr weh, als ich gedacht hatte, und auf unerwartete Art – dumpfer als eine Stichwunde, mehr wie Kopfschmerzen. Jonah war nervös, und der Gleichberechtigung zuliebe kamen wir beide nicht. Danach lagen wir nebeneinander und redeten, und ich wusste, dass er ein guter Mensch war, was auch immer das heißen mag.



Am nächsten Morgen wachte ich auf wie an jedem Morgen und verrichtete mein ganz normales Tagewerk. Ich rief meine Mutter an, trank drei Gläser Orangensaft, aß das halbe Stück pikanten Cheddar, das die ganze Nacht draußen gestanden hatte, und hörte Mädchen-mit-Gitarre-Musik. Ich sah mir im Internet Fotos von niedlichen Dingen an und suchte meine Bikinizone nach aufregend eingewachsenen Haaren ab. Ich checkte E-Mails, faltete Pullover und nahm sie später wieder auseinander, als ich überlegte, welchen ich anziehen sollte. Abends fühlte sich das Hinlegen genauso an wie vorher, und der Schlaf kam schnell. Keine Schleuse hatte sich geöffnet. Kein Tor zum Gewölbe wahrer Weiblichkeit ging auf. Sie blieb, und sie war ich.

Jonah und ich haben genau einmal miteinander geschlafen. Am nächsten Tag kam er vorbei, um mir zu sagen, es sei ihm zu schnell gegangen und wir sollten uns ein paar Wochen Zeit nehmen, um uns besser kennenzulernen. Dann fragte er, ob ich mit ihm *gehen* wollte, setzte meinen pinkfarbenen Fahrradhelm auf und verkündete mit hochgestreckten Daumen, das sei der »feste Beziehungshelm«. Wir waren zwölf Stunden zusammen, dann machte ich im Waschkeller seines Wohnheims mit ihm Schluss. In den Weihnachtsferien schickte er mir eine Facebook-Nachricht, in der nur stand: »Du bist heiß.«

Sex war eindeutig leichter zu haben, als ich gedacht hatte.

Mir kam der Gedanke, dass ich in den letzten Jahren nur deshalb immer auf Junges gestanden hatte, die nicht interessiert waren, weil *ich* nicht bereit war. Trotz all der Filme über gefallene Schulmädchen, die ich so gerne schaute, hatte ich in meiner High School-Zeit hauptsächlich mit Haustieren gespielt, Gedichte über Hinterhofküsse geschrieben und meinen Körper meinen eigenen Phantasien unterworfen. Und damit war ich noch nicht fertig. Ich hatte angenommen, sobald ich zuließ, dass mich jemand penetrierte, würde sich meine Welt auf eine unbeschreibliche, aber grundlegende Art verändern. Nie wieder würde ich meine Eltern mit der gleichen Unschuld umarmen können, und wenn ich allein war, hätte ich ein ganz neues Grundgefühl. Wie würde ich je wieder echte Einsamkeit verspüren können, nachdem jemand so tief in meinem Innern herumgestochert hatte?

Wie ewig sich die Jungfräulichkeit anfühlt, und dann plötzlich – wie unbedeutend. Nach Jonah konnte ich mich kaum noch an die Gefühle von Mangel, Scham und Druck erinnern. Ich weiß noch, wie ich kurz vor dem College-Abschluss meine Punker-Freundin Arm in Arm mit ihrem Freund sah, und wir tauschten nicht einmal ein heimliches Nicken aus. Wahrscheinlich hatte sie jetzt jede Nacht Sex, und ihr breiter Hintern hob und senkte sich im Rhythmus irgendeiner Hardcore-Musik. Unser besonderes Band war von der Erfahrung zerschnitten worden. Wir gehörten nicht mehr zu irgendeinem Club, nur zu einer Welt. Gut für sie.

Erst später sind Sex und Identität eins geworden. Die Szene meiner Entjungferung diente mir fast wortwörtlich als Vorlage für meinen ersten Film *Creative Nonfiction*, bis auf die Stelle, als Audrey in Todesangst in mein Zimmer stürzt. Die Sexszene – meine erste – zu spielen veränderte mich, so kam es mir zumindest vor, fast mehr als die eigentliche Erfahrung, mit Jonah zu schlafen. Als wäre es damals nur Sex gewesen, aber das hier war etwas anderes, das war mein Werk.